

Nachgefragt: Interview mit Prof. Dr. Dr. h.c. Dieter H.H. Hoffmann

Dieter Hoffmann ist Professor i.R. für Physik an der Technischen Universität Darmstadt und seit 2009 Honorarprofessor an der Xi'An Jiaotong University (China) und war einer der ersten Stipendiaten des Feodor-Lynen-Programms der Humboldt Stiftung.

Herr Hoffmann, 1975 erwarben Sie das Diplom in Physik an der Ruhr-Universität Bochum und promovierten 1979 an der damaligen Technischen Hochschule Darmstadt in Physik. Wie sind Sie zur Physik gekommen?

Das ist eine lange Geschichte und eigentlich von sehr persönlicher Natur. Da sie aber sowieso irgendwo im Netz kursiert, kann ich sie hier, unter uns Humboldtianern, kurz schildern. Als ich das Gymnasium besuchte, war die Note „Befriedigend“ eben befriedigend und das reichte aus. Um das zu erreichen, musste ich mich eigentlich in keinem Fach besonders anstrengen. Das änderte sich mit dem Eintritt in die gymnasiale Mittelstufe; damals nannten wir das die Untertertia. Wir bekamen einen neuen Mathematiklehrer, der auch gleichzeitig das für uns neue Fach Physik unterrichtete. Zudem ging diesem Lehrer der Ruf voraus, besonders streng und anspruchsvoll zu sein. Dann kam die erste Physik-Klausur. Mit meinem normalen Arbeitseinsatz ging das voll daneben: mangelhaft. Da merkte ich, dass hier etwas getan werden musste. Eine meiner Reaktionen war Interesse zu bekunden. Zu diesem Zweck meldete ich mich zu einem Experimentierkurs in Physik bei diesem Lehrer an. Ein deutsches Sprichwort sagt, dass mit dem Essen der Appetit kommt. Ich erinnere mich an interessante Versuche wie den Millikan-Versuch zur Bestimmung der Elementarladung und andere. Von der Mittelstufe an waren dann Mathematik und Physik die einzigen Fächer, in denen ich mich wirklich bemühte. Mein Abitur habe ich 1969 in Hagen gemacht. Damals war Numerus Clausus eigentlich kein Thema. Selbst ein Medizinstudium war nach einer Wartezeit von längstens einem Semester möglich. Ich kann mir Studienfächer vorstellen, die mir sicher leichter gefallen wären, aber ich habe mich für die Herausforderung entschieden und mich an der Ruhruniversität für die Fächer Mathematik und Physik jeweils als Hauptfach eingeschrieben. Das habe ich in beiden Fächern bis zum Vordiplom durchgehalten und im Hauptstudium habe ich mich auf Physik konzentriert.

Nach Ihrer Promotion gingen Sie als Feodor Lynen-Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung an die Stanford University in Kalifornien. Wie haben Sie sich Informationen über potentielle Gastgeber beschafft und Kontakte hergestellt? Das war zu jener Zeit, ohne Internet, ja deutlich schwieriger als heutzutage. War dieser Aufenthalt in den USA bedeutsam für Ihren weiteren Werdegang?

Das Internet ermöglicht neue Wege Kontakte zu schaffen, aber es ist heute sicher nicht leichter als früher. Letzten Endes sind es doch der persönliche Kontakt und der persönliche Eindruck, die eine entscheidende Rolle spielen. Dabei ist es natürlich sehr hilfreich, wenn schon wissenschaftliche Kontakte zu dem Institut des angestrebten Gastgebers bestehen. Das war bei mir der Fall. An der Stanford University war damals seit einiger Zeit ein supraleitender Elektronen-Linearbeschleuniger in Betrieb, und an unserem Institut war der

Bau eines ähnlichen Beschleunigers geplant. Da bot es sich an, Erfahrungen vor Ort zu sammeln. Auf einer internationalen Kernphysiktagung in Deutschland – mit einer Ausflugsfahrt auf dem Rhein – lernte ich meinen zukünftigen Gastgeber in Stanford – Professor Stanley S. Hanna – kennen. Wir haben uns während des Ausflugs und auf der Tagung ausführlich unterhalten. Danach konnte ein gutes gemeinsames Forschungsprogramm entworfen werden, das dann auch von den Gutachtern zur Durchführung empfohlen wurde. Natürlich war dieser Aufenthalt von 1982 bis 1991 sehr prägend für mich und meine Frau. Sie war damals noch Medizinstudentin und konnte als Gast an der *Stanford Medical School* einige Techniken sehen, die später auch in Deutschland Einzug hielten. Wir haben Kalifornien sehr genossen und haben die freie Zeit genutzt, Land und Leute kennen zu lernen.

Ich hatte zu dieser Zeit auch Kontakte nach Berkeley und zum *Lawrence Livermore National Laboratory*. Viele der Kontakte, die damals geschlossen wurden, haben bis heute Bestand. Weniger nach Stanford, mehr noch nach Berkeley und Livermore.

Wie haben Sie den Unterschied zwischen dem Forschen an einer deutschen Universität und an der privaten Elite-Universität Stanford empfunden? Mit welchem Forschungsthema sind Sie nach Stanford gegangen?

Im Januar 1979 hatte ich meine Dissertation erfolgreich verteidigt. Als wir im Oktober 1979 nach Kalifornien aufbrachen, war ich ein junger Postdoc. Das Feodor Lynen-Programm der Humboldt-Stiftung war noch ganz neu. Nicht einmal die Höhe des Stipendiums war bekannt, da das damals noch zwischen den verschiedenen Bundesministerien verhandelt werden musste. Ich bekam einen Anruf aus Bonn, der mich aufforderte: Herr Hoffmann, fahren sie los. Wir lassen sie dort nicht verhungern. Also fuhren meine Frau und ich los, jeder mit zwei Koffern, mit Iceland Air von Luxemburg über Island nach Chicago. Dort wurden wir von meinem Onkel und Tante aus Milwaukee im nahen Wisconsin abgeholt und verbrachten zwei Wochen Eingewöhnung in den USA in Milwaukee. Dann ging es weiter nach Kalifornien und wie es so ist, war in San Francisco niemand, der uns abholte, weil irgendwo ein Fehler in der Terminübermittlung aufgetreten war. Wir nahmen einen Mietwagen, luden unsere 4 Koffer ein und fuhren nach Palo Alto. Dort haben wir ein günstiges Hotel genommen und uns dann im Institut gemeldet. Die nächsten Schritte waren in der Reihenfolge ein Auto kaufen, eine Wohnung finden. Das war alles recht aufregend, zumal unsere Bargeldreserven, damals Reiseschecks, zusehends geringer wurden.

Dann ging es im Institut an die Arbeit. Ziel war, mit dem supraleitenden Elektronen-Linearbeschleuniger den Bereich der Dipol-Riesenresonanz in $12C$ zu untersuchen. Beim Zerfall dieser Resonanz werden Neutronen emittiert. Meine erste Aufgabe war es, eine Elektronik für den Neutronenzähler zu bauen, um im Szintillator des Detektors Neutronen- und Gamma-Strahlung zu unterscheiden. Ich war im Silicon Valley und zu meiner Überraschung wurde auch hier nur mit Wasser gekocht. Mit der Elektronik und den Computern kam ich schnell zurecht. Die Ausstattung im Institut zuhause war ähnlich. Einen großen Unterschied gab es aber. Zuhause war ich Student und hier war ich Mitarbeiter. Ein

Schlüsselerlebnis, als mein Chef, Professor Hanna, mir vorschlug, einen Vortrag auf einem Memorial Symposium für Luise Meyer-Schützmeister am *Argonne National Laboratory* zu halten. Dazu musste ein *Abstract* eingereicht werden. Den hatte ich ausgearbeitet und legte ihn wie zuhause gewohnt meinem Chef vor. Der sah nur kurz drauf und sagte sinngemäß, es sei mein Vortrag und wenn ich ihn einreiche, dann sei das ok. Da war ich sprachlos, denn von zuhause war ich das anders gewohnt und dafür bin ich heute noch dankbar. Denn dank der harten Schule zuhause war ich jetzt in der Lage einigermaßen vernünftige Vorträge zu halten und Publikationen und Abstracts zu schreiben. Da gab es noch viele Beispiele, wie ich dort in noch ungewohnter Selbständigkeit agieren konnte oder musste.

Noch ein Wort zu dem Thema Elite-Universität Stanford. Im wöchentlichen Kolloquium saßen sehr oft die Nobelpreisträger Felix Bloch und Robert Hofstadter. Ihre Fragen waren gefürchtet, auch wenn es so aussah, dass Felix Bloch während des Vortrages schlief. Im Seminar hatten wir Vorträge von Louis Alvarez. Der erzählte über die Theorie des Saurieraussterbens. Es war eine sehr anregende Zeit. Dennoch war ich mit meiner Ausbildung an den „Provinzuniversitäten“ in Bochum und Darmstadt keineswegs das letzte Licht, und ich bin heute noch der Meinung, dass die Ausbildung an unseren Schulen und Universitäten gut mit denen in den USA mithalten kann. In der Breite allemal und hier und da auch in der Spitze. Wir sollten alles dafür tun, dass es so bleibt.

Wie war in jenen Tagen das Leben in Kalifornien im Unterschied zu Deutschland?

Ende der 1970er und am Anfang der 80er Jahre war der Hauch der Flower-Power Zeit noch nicht verweht. Das Lied von Scott McKenzie über San Francisco schien noch präsent zu sein, und San Francisco war noch immer ein Sehnsuchtsort für viele, auch für uns. Allerdings gab es auch Irritierendes. Wir hatten gleich zu Beginn unseres Aufenthaltes eine große bezahlbare Wohnung gefunden. Nur um sicher zu gehen, ob das auch ortsüblich war, fragte ich die Sekretärin unseres Institutes. Die Auskunft, die ich bekam, ist heute im Zeitalter der „political correctness“ nicht salonfähig. Mir wurde gesagt, dass ich die Wohnung besser nicht nehme, wenn meine Frau und eventuell auch ich die Zeit lebend und in voller Gesundheit überstehen wollten. Die Wohnung war in East-Palo Alto. Eine bekannte Bank schloss ihre Filialen dort, weil es zu viele Überfälle gab. Im *Stanford Daily* stand der Artikel von einem Inhaber eines kleinen Supermarktes. Er sagte, dass er noch lebe, verdanke er der Nähe zur *Stanford Medical School*.

Die Bürokratie in Kalifornien war deutlich geringer, als von zuhause gewohnt. Nach zehn Tagen, so wollten es damals die Bestimmungen, mussten wir den Führerschein machen. Man trat dazu mit dem eigenen Auto an. Unser Auto war entsprechend unserer finanziellen Verhältnisse schon in die Jahre gekommen. Bei der praktischen Fahrprüfung wollte meine Frau es wie zuhause machen und stellte vor Beginn der Prüfung unter den Augen des Prüfers den Außenspiegel richtig ein, mit dem Erfolg, dass sie den Spiegel in der Hand hatte. Der Prüfer nahm das gelassen hin und sagte nur, dass sie jetzt etwas vorsichtiger fahren solle. Für 10 Dollar pro Person hatten wir den kalifornischen Führerschein.

Amerikanische Politik haben wir fast immer als Innenpolitik wahrgenommen. Nachrichten, was in der Welt sonst passiert, waren in den üblichen amerikanischen Medien rar. In Kalifornien mit dem Silicon Valley ging es aufwärts, die heutige demokratische Senatorin Dianne Feinstein war damals Bürgermeisterin von San Francisco. Wir haben unsere Zeit dort sehr genossen. Instituts-Picknicks am Pazifikstrand, Skifahren in Squaw Valley. Im Urlaub haben wir auch große Teile des amerikanischen Südwestens mit unserem Oldsmobile für 800 Dollar bereisen können. Das Auto schaffte damals 8 Meilen pro Gallone im Stadtverkehr und etwa 12 Meilen pro Gallone auf der Strecke, also zwischen knapp 20 und 30 Liter pro 100 km. Bei einem Preis von weit unter 1 Dollar war das kein Problem, selbst für uns.

Die englische Sprache macht ja keinen Unterschied zwischen Du und Sie, wie wir ihn noch kennen. Der Gebrauch des Vornamens in Verbindung mit *You* suggeriert eine Vertrautheit, die nicht besteht. Die Grenzen meiner Fähigkeiten, mich in englischer Sprache auszudrücken, wurden bei einer Einladung meines Gastgebers zum Familien-*Thanksgiving Dinner* deutlich. Wenn es darum ging, Eindrücke von Gemälden bekannter Bilder im Louvre zu beschreiben, kam ich schnell an meine Grenzen. Im täglichen Leben und während der Arbeit gab es diese Probleme allerdings nicht.

Nach einer Anstellung an der TU Darmstadt gingen Sie ans Max-Planck-Institut für Quantenoptik in Garching bei München und arbeiteten dann für die Gesellschaft für Schwerionenforschung in Darmstadt. War das ein genereller Wechsel in Ihrer Forschungsrichtung? Was hat Sie dazu bewogen?

Professor Hanna hatte mir damals eine Stelle als *Assistant Professor* in Stanford in Aussicht gestellt. Mein Chef in Darmstadt meinte damals, dass ich eine solche Laufbahn auch in Deutschland einschlagen könne und ich solle jetzt zurückkommen. Den Ausschlag gab dann meine Frau, die als Medizinerin arbeiten wollte. In den USA hätte sie praktisch einen großen Teil des Studiums nachmachen müssen. Ein Gehalt als *Assistant Professor* in Stanford war aber nicht ausreichend, um das annähernd zu finanzieren. So gingen wir zurück. Allerdings hatte ich den Eindruck, etwas Neues machen zu müssen und bewarb mich erfolgreich auf eine zeitlich befristete Stelle bei der GSI in Darmstadt. Von der Kernphysik hat es mich dort in die Atomphysik verschlagen und bald mit dem Thema, ob sich intensive Schwerionenstrahlen zur Zündung eines Fusionspellets eignen, zusammengebracht. Das war eine auf drei Jahre befristete Stelle. Vor dem Ablauf dieser Frist hatte ich mich ebenso erfolgreich auf eine Stelle außerhalb des Universitätsbetriebes beworben. Nachdem die GSI-Geschäftsführung davon erfuhr, wurde ich zum Gespräch gebeten und von den Direktoren der GSI wurde mir der Vorschlag gemacht, ich solle das Angebot des MPQ Garching auf eine wiederum zeitlich befristete Stelle annehmen. Man würde zu gegebener Zeit eine passende Position für mich bei der GSI finden. Nach Rücksprache mit meiner Frau habe ich diesen Vorschlag, der lediglich durch Handschlag besiegelt wurde, angenommen.



Dieter Hoffmanns wissenschaftliches Hobby: die Suche nach Dunkler Materie. Das *Cern Axion Solar* Teleskop war ein Experiment, an dem Hoffmann von 2002 bis 2021 beteiligt war. Foto: privat

So kam ich also nach Garching; die schickten mich aber als Gast zur GSI. Da man Gäste immer gut behandelt, konnte ich bei GSI mit Unterstützung von Garching eine kleine Gruppe aufbauen, die später zur Plasmaphysik-Abteilung der GSI hochgestuft wurde. Ich kam also von der Kernphysik über die Atomphysik letzten Endes zur Plasmaphysik. Die Frage, ob Schwerionenstrahlen genügend Energie in Materie deponieren können um Fusionsreaktionen zu zünden, berührt alle drei dieser Gebiete. Plasmaphysik an einem Beschleuniger gab es bis dahin noch nicht. Uns interessierte aber, wie der Energie-depositionsprozess von schweren Ionen in ionisierter Materie abläuft. Schon bald stellte sich heraus, dass die Herstellung und Charakterisierung des Plasmas das eigentliche Problem war, und daher wurde unsere Gruppe und später die Abteilung als Plasmaphysikabteilung der GSI bekannt.

Auf einer Dienstreise nach Moskau zum Lebedev-Institut saß ich im Flugzeug zusammen mit meinem damaligen Chef am MPQ, Dr. S. Witkowski. Irgendwann brachte er das Gespräch auf meine Zukunftspläne. Er hatte einen Rat für mich, der mich damals sehr verwunderte. Er sagte, dass ich nie eine Dauerstelle als Wissenschaftler an einem Max-Planck-Institut oder im Mittelbau einer Universität anstreben sollte. Ich war verwundert, denn eine auf Dauer angelegte Stellung an einem Max-Planck-Institut war eigentlich das, was ich wollte. Seine Begründung war, dass in der Regel der Chef vor einem pensioniert wird. Dann wird ein neuer

kommen und der wird sagen: Lieber Herr Hoffmann, ab morgen machen wir das anders. Da war etwas dran und im Anschluss hatte ich eine Habilitation an der TU-Darmstadt angestrebt. Auf dieser Reise habe ich zwei Menschen kennengelernt, mit denen mich danach eine lange Freundschaft verband und heute noch verbindet: Vladimir E. Fortov, später Präsident der Russischen Akademie der Wissenschaften, und Boris Sharkov, später der erste Direktor der neuen immer noch im Aufbau befindlichen internationalen Beschleunigeranlage FAIR. Vladimir Fortov starb 2021 an einer Corona-Erkrankung und aufgrund der geopolitischen Verhältnisse sind meine Kontakte zu Boris Sharkov begrenzt.



1994: Beginn der Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern der Russ. Akademie der Wissenschaften (vlnr. Boris Sharkov, später erster wissenschaftlicher Direktor bei FAIR, V.E. Fortov später Präsident der Russ. Akademie der Wissenschaften)
Foto: privat

Von 1998 bis zu Ihrer Pensionierung waren Sie Professor für Kernphysik an der TU Darmstadt. In dieser Zeit waren Sie auch in den Aufbau der internationalen Teilchenbeschleunigeranlage FAIR in Darmstadt involviert, an der neben anderen europäischen Ländern auch Russland und Indien beteiligt sind. Können Sie uns etwas zur Projektierung, zum Bau und zum Zweck der Anlage erzählen und wie der derzeitige Stand ist?

Der Reihe nach. Nach Ablauf des befristeten Vertrages machte die GSI das Versprechen wahr und stellte mich für die Plasmaphysik ein. Die Mitglieder dieser Gruppe waren alle über Drittmittelverträge angestellt. Mit der Unterstützung meines Chefs bei GSI und meines Lehrers an der TU-Darmstadt waren die Aussichten auf eine erfolgreiche Habilitation gegeben und sie erfolgte 1993. Bald darauf erhielt ich einen Ruf auf einen experimentellen Lehrstuhl im Physikalischen Institut der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen. Dort konnte ich erfolgreich arbeiten und von dort aus auch meine Gruppe bei der GSI betreuen. Schon bald aber erhielt ich einen Ruf an das Institut für Kernphysik der TU-Darmstadt, verbunden mit der Aufgabe, die Abteilung Plasmaphysik an der GSI zu leiten. Das war eine spannende Zeit, denn der GSI-Direktor Professor Hans Specht forderte die GSI auf, über die Zukunft nachzudenken, und damit begannen die ersten Planungen für FAIR.

Für die Plasmaphysik hatten wir uns eine Intensitätserhöhung vorgestellt, um makroskopische Mengen an Materie (mg) in den Bereich über eine Millionen Grad zu heizen. Bei diesen Temperaturen sind die Eigenschaften von Materie strahlungsdominiert und wir wollten die Eigenschaften von Materie unter extremen Bedingungen studieren. Zur Zündung eines Fusionstargets hätte das nicht gereicht, aber wir hätten viel von der Physik unter solchen Bedingungen studieren können. Die Planungen schritten voran, und im November 2001 konnten wir unter dem GSI-Direktor Walter Henning dem Bundesministerium für Forschung ein 700 Seiten starkes Dokument für die Planung von FAIR vorlegen. Wir hatten damals mit 700 Millionen Euro geplant (pro Seite eine Million). Wie es nun mal heutzutage mit Planungen der Fall ist, die von der öffentlichen Hand und Bürokratie gesteuert sind, wird alles teurer und kommt viel später. Die Plasmaphysik sollte 2012 fertig sein für den Umzug an die neue Anlage. Ich hoffte noch vor meiner Pensionierung (2015) entscheidende Experimente zu machen.

Vieles kam anders und die Gründe dafür kann man an anderer Stelle nachlesen. Zurzeit wird eine Fertigstellung für das Jahr 2028 bis 2030 in Aussicht gestellt. Die gegenwärtige Lage und der Verzicht auf weitere Zusammenarbeit mit russischen Instituten tragen zu diesem Umstand bei. Auch dieses ist ein Grund, dass ich jetzt viel in China arbeite. Dort wird in der Provinz Guangdong (nahe Honkong) eine Anlage gebaut (*HIAF High Intensity Accelerator*), die in vielen Parametern FAIR nicht unähnlich ist und in der Endausbaustufe die FAIR-Parameter übertreffen wird. Der Start der ersten Phase soll 2025 sein und so Gott will, habe ich eine Chance, das noch zu erleben.

Nun noch ein paar Worte zu Ihrer jetzigen Tätigkeit, die Sie bereits zu Ihrer aktiven Zeit an der TU Darmstadt begonnen haben und auch weiterhin ausüben. Seit 2009 sind Sie Honorarprofessor an der Xi'An Jiaotong University in China, einer sehr alten und im internationalen Ranking hoch eingestuften Universität. Was hat Sie bewogen, für längere Zeiten an einer chinesischen Universität zu forschen? Wie ist die Kooperation mit den dortigen Kolleginnen und Kollegen entstanden und wie sieht sie zurzeit aus?

Auch das ist eine längere Geschichte, die bei GSI beginnt. Seit etwa 50 Jahren hat die GSI ein Partnerinstitut in China. Es ist das Institute of Modern Physics in Lanzhou (Gansu Provinz, Nordwest China). Das brachte es mit sich, dass häufig Delegationen aus China kamen und bei den üblichen Führungen war auch die Plasmaphysik immer eine Anlaufstelle, die für die Kollegen aus Lanzhou von Interesse war. Im Jahr 2005 kam ein junger Postdoc aus Lanzhou in meine Gruppe. Ich hatte mich ein bisschen um ihn gekümmert, da sein Stipendium aus China nur ein Leben weit unterhalb der Armutsgrenze ermöglichte. Aus meinem TUD-Budget konnte ich sein Stipendium etwas aufbessern. So wurde sein Aufenthalt bei GSI nicht nur ein wissenschaftlicher Erfolg. Nach seiner Rückkehr nach China machte er dort Karriere und bat mich, bei dem Aufbau einer Plasmaphysikgruppe am IMP zu helfen. Ich fuhr öfter dorthin und verbrachte auch ein Forschungssemester dort und hielt Vorlesungen am Institut. Mein junger Kollege wechselte dann nach einiger Zeit an die Xi'An Jiaotong Universität nach Xi'An, seine Heimatuniversität. Viele Chinesen zieht es zurück in ihre Heimatprovinz oder

Hometown, wie sie es nennen. Dann kam der Vorschlag, dort Vorlesungen zu halten. In meiner vorlesungsfreien Zeit fuhr ich ab 2012 häufig nach Xi'An und hielt Vorlesungen.



Antrittsvorlesung in China. Foto: privat

Der Dekan dort bedeutete mir, dass sie interessiert seien, mein Engagement in Xi'An auf eine langfristige Basis zu stellen. Ich hatte zudem Kontakte zu den Wissenschaftlern am Laser Fusion-Forschungszentrum in Mianyang. Von dort machte man mir den Vorschlag, an der Gründung eines chinesischen wissenschaftlichen Journals von internationalem Rang mitzuarbeiten. Da ich seit 2002 editor-in-chief eines ähnlichen Journals bei *Cambridge University Press* war, konnte ich nicht als Herausgeber eines anderen Journals fungieren. Ich versprach aber, mit Rat und Tat zu helfen, und so wurde für mich der Posten *International Guest Editor* geschaffen. Nach 5 Jahren hat diese Zeitschrift eine angesehene Reputation (Impact Faktor >6).

Ich hatte also zwei Standbeine in China. Eines Tages kamen zwei meiner chinesischen Studenten in Darmstadt zu mir und brauchten Lebenslauf und Publikationsliste und ich musste eine kleine Video-Präsentation machen. Dann hörte ich lange nichts mehr, bis ich anlässlich eines Besuchs in Peking in 2017 einen Anruf von meinem jungen Kollegen in Xi'An bekam, ich sei positiv für das *1000 Talents Program* Chinas akzeptiert worden. Das war eine große Überraschung. Ich hätte mich da nie selbst beworben, denn damit war verbunden, dass ich 180 Tage pro Jahr in China sein muss. Drei Monate waren kein Problem, aber 6 Monate? Der Rest der Zeit war mir überlassen. Nun konnte ich aber nicht mehr zurück, als ich erfahren hatte, welche Auszeichnung das für den Nominierten und für das Gastinstitut bedeutet. Im April 2018 bekam ich auf einer Konferenz in Shenzhen die Urkunde überreicht. In

diesem Jahr war ich einer von insgesamt 18. Meine offizielle Bezeichnung ist übrigens nicht Honorarprofessor, denn es ist nicht nur für die Ehre, ich beziehe ein Gehalt. Es heißt “Especially appointed professor at Xi’An Jiaotong University” oder “state specially recruited expert”.



Besprechung in Hoffmanns Büro in Xi’An. Die Möbel stammen noch aus einem ersten Dienstzimmer in Erlangen. Dort wurden alle Möbel in der Universitätstischlerei gefertigt und folgten Hoffmann über Darmstadt bis nach China, samt Büchern und Akten. Foto: privat.

Sie halten sich längere Zeiten im Jahr in China auf. Wie spielt sich Ihr Leben dort ab, an der Universität, aber auch auf der privaten Ebene? Ihre Frau begleitet Sie ab und an bei diesen Aufenthalten?

Wenn ich die Frage, wie sich mein Leben in China gestaltet, beantworte, so gibt es eine zeitliche Einteilung in vor Covid-19 und danach. Lassen Sie mich die angenehmere Seite darstellen. An der Universität und im Institut ist das Leben so, wie ich es überall auf der Welt erlebt habe, ob in Kalifornien, Russland oder hier in China. Die Arbeit an gemeinsamen Forschungsproblemen schweißt ein Team zusammen. Wenn man bis spät in die Nacht hinein zusammenarbeitet, die Ergebnisse dann gemeinsam auf Tagungen präsentiert und gemeinsam darum ringt, die Ergebnisse in angesehenen Zeitschriften zu veröffentlichen, dann werden aus Kollegen sehr schnell Freunde, und man verbringt auch viel gemeinsame Zeit zusammen außerhalb der Dienstzeit. In China geht man gern gemeinsam Essen und das ist immer ein Erlebnis, zumal die meisten Speisen mir vorher unbekannt waren. Im Institut spricht man mit mir Englisch und ich habe keine Probleme. Ich habe aber auch das Glück, dass

mit meiner etwas herausgehobenen Stellung auch die Position einer persönlichen Assistentin verbunden ist. Sie lotst mich durch alle bürokratischen Behördenprobleme. Wenn ich allein in China unterwegs bin, brauche ich sie nur anzurufen und sie sagt dann meinem Gegenüber, was ich brauche. Neulich war ich in Shanghai mit einem Shuttlebus vom Hotel zum Flughafen gefahren, weil ich dort etwas erledigen musste. Leider hatte ich vergessen, wo der Shuttlebus zurückfährt. Ich versuchte mich durchzufragen aber erfolglos. Dann rief ich in Xi'An an. Meine Assistentin rief im Hotel an und kurz darauf kam die Nachricht: 1. Stock, gegenüber Ausgang 27; der Bus kommt in 5 Minuten.

So komme ich überall in China gut durch. Da meine Unterlagen auch im Ministerium in Peking vorliegen, wurde ich bisher dreimal zu Gesprächen mit dem Wissenschaftsminister eingeladen und manche der Vorschläge, die wir in dieser Runde gemacht haben, wurden umgesetzt. Auch zu sogenannten Expertenreisen wurde ich eingeladen. Zu der Reise in die Provinz Shandong wurde auch meine Frau eingeladen. An einem Abend kam der Gouverneur der Provinz mit seinem gesamten Kabinett zu einem Gespräch mit Abendessen. Mein Vorschlag in Shandong etwas Ähnliches wie die Humboldt-Stiftung zu schaffen, wurde gleich an den Sekretär zum Notieren weitergegeben. Vor Corona kam meine Frau mindestens zweimal pro Jahr für etwa 6 Wochen. Länger geht nicht, denn meine Frau wird zuhause gebraucht, wir haben 4 großartige Enkelkinder und es kommt häufig vor, dass sie einspringen muss.

Die Bürokratie ist hier ziemlich ausgeprägt und ich muss öfter darauf hinweisen, dass ich *especially appointed* bin. Manches muss halt anders gehen. In ganz besonderen Fällen erwähne ich, dass ich in Peking nachfragen muss, ob die Interpretation der Regeln wirklich so gemeint ist.

Ein ganz besonderes Ereignis war im Oktober 2019. Meine Frau und ich wurden an zwei aufeinanderfolgenden Tagen zu einem Staatsbankett in der großen Halle des Volkes eingeladen. Das erste Mal als einer der *state specially recruited experts*. Am zweiten Abend war ein Staatsbankett mit Anwesenheit des Staatspräsidenten. An diesem Abend bekam ich den nationalen Freundschaftspreis der chinesischen Regierung. Mit unter den Geehrten war Henriette Reker, die Oberbürgermeisterin von Köln, von der wir dann später eine Einladung zum Kölner Karneval bekamen und ihn auf ihrer Tribüne miterleben durften. Nachdem bekannt war, dass ich an einem Staatsbankett mit dem Staatspräsidenten teilgenommen hatte, wurde ich noch besser behandelt als zuvor. Mein Leben hier ist angenehm, zumal ich hier an den Forschungsproblemen arbeiten kann, die mich fast mein ganzes Berufsleben lang fasziniert haben. Zuhause wäre ich nur Rentner.



Dieter Hoffmann mit Ehefrau Ingrid beim Staatsbankett in der großen Halle des Volkes aus Anlass des 75. Jahrestages der Gründung der Volksrepublik China. Foto: privat.

Eine letzte Frage – in diesen Zeiten fast unvermeidlich: Sie sind auch in den letzten Jahren während der Covid-19-Pandemie in China gewesen. Dort herrschten und herrschen immer noch strikte Regeln zur Eindämmung der Pandemie mit, aus europäischer Sicht, teilweise radikalen Einschränkungen des privaten und öffentlichen Lebens. Wie haben Sie das bei Ihren Aufenthalten empfunden und hat es Ihr eigenes Leben betroffen?

Nach dem Ausbruch von Covid-19 hat sich vieles verändert. Meine Frau und ich kamen am 20. Januar aus China zurück, um an einer Tagung in Österreich teilzunehmen. Es war geplant, Mitte Februar zurück zu fahren. Da war es aber zu spät. Die chinesische Regierung erklärte alle Visa, auch meines, für temporär ungültig. Erst im Oktober konnte ich zurück. Ich musste insgesamt 4 Wochen in Quarantäne. Zwei Wochen in einem Quarantänehotel im Ankunftsort und dann zwei Wochen Heimquarantäne. Die Bedingungen für die Einreise sind nicht einfach. Bei meiner letzten Einreise kam das grüne Licht vom Konsulat in Frankfurt erst, als ich schon am Flughafen war. Die Hotelbedingungen haben sich auch deutlich verschlechtert, weil einfach alle guten Hotels schon ausgebucht sind. Hier könnte ich noch viel erzählen.

Eine der Konsequenzen ist, dass meine Frau seit 2020 nicht mehr in China war. Sie kann einfach nicht 4 Wochen in Quarantäne gehen. Sie wird zuhause dringend gebraucht. Bei der letzten Heimquarantäne wurde auch eine elektronische Sicherung an meiner Wohnungstür angebracht. Meine Assistentin hat mich mit Lebensmitteln versorgt. Praktisch mein ganzes

Leben lang hatte ich außer Kaffee, Tee und Spiegelei nichts gekocht. Nun lagen vor mir die verschiedenen Gemüse, Reis, Nudeln etc. Ich bin Experimentalphysiker, also habe ich experimentiert. Mit Hilfe von Wikipedia und YouTube habe ich kochen gelernt. Ich backe jetzt auch hier mein Brot. Zuhause habe ich dann mal vorgeschlagen das zu kochen, von dem ich in China die Heimquarantäne überlebt habe. Zu meiner Überraschung hat es Ingrid geschmeckt und nun koche ich das ein bis zweimal die Woche, wenn Ingrid anderweitig beschäftigt ist.

Das Leben ist hier zurzeit eingeschränkt, eine Dienstreise nach Mianyang musste ausfallen, weil hier in Xi'An 32 Covid-Fälle auftraten. Mein Vortrag wurde in einem Studio aufgenommen und nach Mianyang übertragen. Ab und an dürfen die Restaurants nur Außengastronomie machen und manchmal sind ganze Stadtteile nicht zugänglich. Seit einiger Zeit darf ich wieder auf den Campus, die Studenten aber nicht raus. Diejenigen, die von außen kommen, müssen getrennt von den Studenten essen. Es ist also schwierig. Wäre ich hier mit meiner Familie zusammen, dann wäre das Leben hier trotz allem angenehm. Ich habe eine große warme Wohnung und der Strom kostet 6 Cent (umgerechnet) pro kWh. Aber der Wissenschaftler lebt nicht nur für die Forschung. Das Umfeld muss auch stimmen. Es scheint sich zu bessern und die Hoffnung stirbt zuletzt.

Sie werden auch weiterhin dieses Leben ‚zwischen zwei Welten‘ führen? Welche Auswirkungen und welche Bedeutung hat das für Sie persönlich und für Ihre Frau?

Ich werde – so es meine Konstitution zulässt – bis Ende 2025 hier weiter machen. Dann bin ich 75 und was dann kommt, wenn etwas kommt, muss man abwarten. Ich habe die Hoffnung, dass sich die Einreisebedingungen weiter vereinfachen. Im Augenblick sind wir bei 5 Tagen Hotel und 3 Tagen Heimquarantäne. Die ersten 3 Tage im Hotel vergehen schnell. Da hat man sowieso noch mit Jetlag zu kämpfen und sollte kein volles Programm haben. Meine Frau und ich sind seit 45 Jahren verheiratet. Ich meinerseits bin glücklich verheiratet und hoffe, dass dies auch für meine Frau zutrifft, aber das müssen Sie sie selbst fragen. Nach 45 Jahren Ehe ist es nicht das Problem, wenn man mal für eine überschaubare Zeit getrennt ist. Wir hatten das schon in unserer Zeit in Kalifornien, als sie immer mal wieder zurück nach Deutschland musste, um das Medizinstudium fortzusetzen. Jetzt ist die Hilfe bei den Enkelkindern sehr wichtig. Hier in China obliegt es den Großeltern, die Kinder groß zu ziehen, weil beide Eltern arbeiten (müssen).

Meine Freunde fragen manchmal: Warum arbeitest Du eigentlich noch. Meine Antwort darauf ist, dass ich eigentlich noch nie im Leben gearbeitet habe und damit nicht jetzt schon aufhören möchte. Ich hatte das unglaubliche Glück, die Verfolgung meiner Interessen zu meinem Beruf machen zu können. Für dieses Privileg bin ich sehr dankbar.

Die Fragen stellte Jörn H. Kruhl, Sprecher der Regionalgruppe Rhein-Main